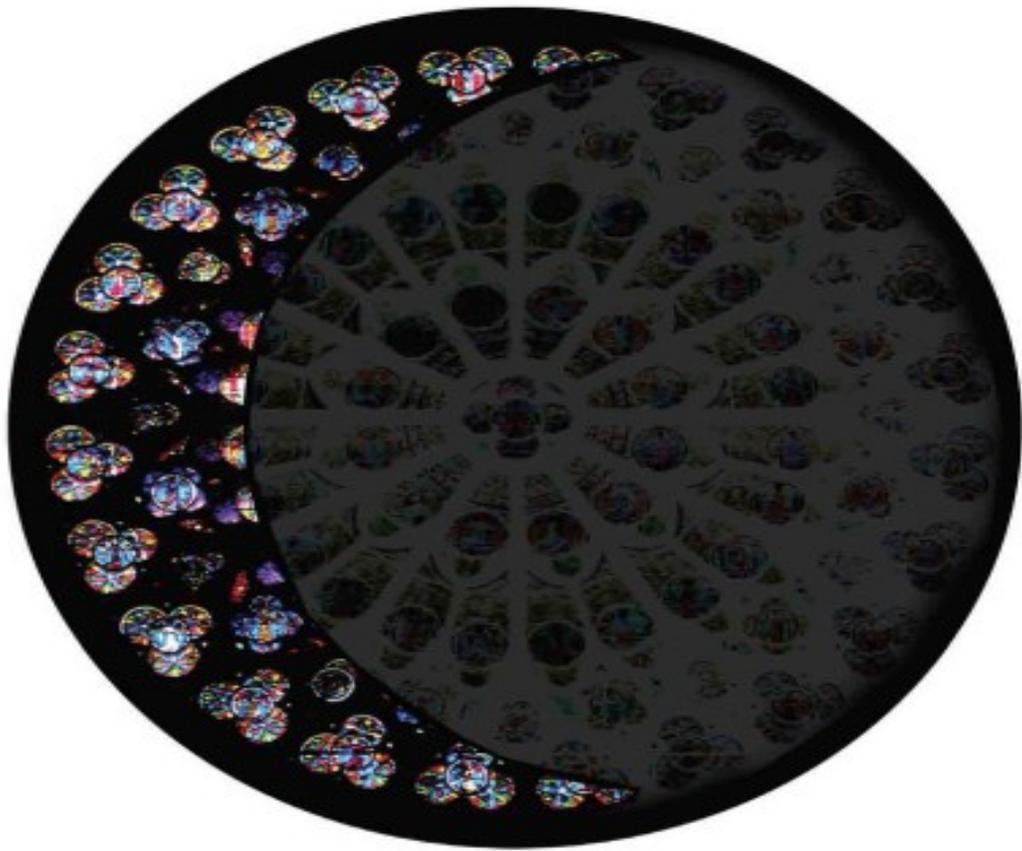


Jelena Tschudinowa



Die Moschee Notre-Dame

ANNO 2048

DIE MOSCHEE NOTRE-DAME

JELENA TSCHUDINOWA

DIE MOSCHEE NÜTRE-DAME

ANNO 2048

ROMAN

Aus dem Russischen

von

BARBARA LEHMANN



Renovamen-Verlag

Impressum

Bibliographische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek, abrufbar unter <http://dnb.ddb.de>

Buchgestaltung und Satz: Arno E. Blotenberg
www.heimaskild.tumblr.com

Tschudinowa, Jelena
Die Moschee Notre-Dame. Anno 2048
434 Seiten, Bad Schmiedeberg 2017

1. Auflage 2020

© Jelena Tschudinowa, Moskau 2005, für das russische Original
(Мечеть Парижской Богоматери)

© Renovamen-Verlag, Bad Schmiedeberg 2017, für die deutsche Ausgabe und das Nachwort
www.renovamen-verlag.de

Aus dem Russischen übersetzt von Barbara Lehmann
Mit einem Nachwort der Autorin

ISBN 978-3-95621-143-0



Gefördert von der autonomen NPO »Institut für Übersetzung«, Russland.

KAPITEL I
ZAINABS LETZTER EINKAUF

Eugène-Olivier ging entschlossenen Schrittes die Champs-Élysées entlang, so schnell, wie es sein unbequemes Gewand zuließ. Er vermied es zu rennen, um nicht unnötig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Dennoch war er schneller als ein Läufer. Keiner hätte ein solches Pensum wie der achtzehnjährige Eugène-Olivier bewältigt, der sechs Stunden lang, ohne sich auch nur einmal hinzusetzen, durch ganz Paris geeilt war. Gerade hatte er den Jardin du Luxembourg durchquert, da lag auch bereits die Pont des Invalides hinter ihm. Und jetzt blitzten rechts und links die Schaufenster der Champs-Élysées auf, schielten halb blind die Wohnhäuser aus verhangenen Fenstern hervor. Letztere waren auf den Champs-Élysées fast vollständig von Kaufhäusern verdrängt worden. Er näherte sich einem von diesen.

Zainab verließ ihr Haus zu Fuß. Noch nie hatte sie etwas von Impressionismus gehört, selbst das Wort war ihr fremd. Für sie, eine Frau aus gutem Hause, war es selbstverständlich, dass sie sich nirgendwo Gemälde oder Reproduktionen dieser verpönten Kunstrichtung anschauen konnte. Es gab ohnehin kaum noch welche. Das Spiel der goldenen und bläulichen Lichter, in denen Paris an diesem sonnigen Frühlingsmittag badete, konnte sie deshalb auch nur wenig inspirieren. Eine leichte Brise trieb bleifarbene und aschgraue Wellen über die Seine, die hellen Stämme der Platanen schimmerten silbern, goldene Lichter spielten auf allem, was eine Reflexion hervorrufen konnte. Die Silhouetten der Gebäude in der Ferne waren in perlmuttartigen Dunst gehüllt. Wenn Zainab das gute Wetter allerdings völlig gleichgültig gewesen wäre, hätte sie für ihre Shoppingtour auch das Auto nehmen können, anstatt sie mit einem Spaziergang zu verbinden. ›Shopping‹, ein komisches veraltetes Wort aus der Lingua euro. Oder sogar aus der Lingua franca? Egal, es war nicht wichtig, wo das Wort herkam, wichtig war nur, dass ihr Mann ihr dafür nicht die Mittel kürzte. In der Damenabteilung eines Kaufhauses an den Champs-Élysées würde es heute eine Modenschau geben.

Sicher, es ziemte sich nicht, alleine einkaufen zu gehen. Aber selbst die Scharia polizei drückte ein Auge zu, wenn in den reichen und armen Vierteln ständig gegen diese Regel verstoßen wurde. Bei den Armen war es

verständlich – die Männer waren auf der Arbeit, während die Frauen die Geschäfte abklappern mussten, um das preiswerteste Stück Lammfleisch zu ergattern. Wenn die Männer ihre Zeit damit vergeudet hätten, sich um die Einhaltung der Anstandsregeln zu kümmern, wären die Töpfe leer geblieben. In den reicheren Vierteln sah die Sache natürlich anders aus. Was hatte man schon davon, ein einflussreicher Mann zu sein, wenn man nicht wenigstens ein kleines bisschen gegen das verstoßen konnte, woran sich andere so penibel zu halten hatten. Auch die Schariapolizei verstand diesen feinen Unterschied und konzentrierte sich weder auf die Armen noch die Reichen, sondern auf die Mittelschicht.

Aber man durfte den Bogen auch nicht überspannen. Zainab ging ja nicht allein zum Einkaufen, sondern Kadi Malik würde ihr bald nachfolgen und sie mit seinem Wagen vor dem Kaufhaus erwarten. Sie kam ihrem Mann also entgegen. Ein Stück den Quai d'Orsay entlang, über die Pont des Emirats und schon war sie auf den Champs-Élysées.

An der Kreuzung zur Rue Ossama musste Zainab einer augenscheinlich sehr jungen Frau ausweichen, die sie mit dem Ellbogen angerempelt hatte. Blöde Kuh, was hatte die es an diesem schönen Tag bloß so eilig! Und was für ein unkoordinierter Gang, wie ein Fohlen. Überhaupt nicht weiblich.

Während Zainab noch über den Gang dieser unverschämten Person nachdachte, hielt sie inne: Das Kaufhaus wuchs plötzlich vor ihr empor, als wäre es ein Lastkahn, der ihr durch die Wellen der trägen Menge entgegenschwimmen würde. Über die Schaufenster liefen durchsichtige Regenbögen und lenkten die Aufmerksamkeit auf das, was die gierigen Blicke ohnehin anzog: dreiteilige Anzüge aus weichem schwarzen Garn, legere Zweiteiler aus hellem seidigen Flachs, schneeweiße Hemden aus weichem Popeline und feinem Leinen, bunte Poloshirts, Kaschmirmäntel, Stiefel mit Ledersohlen und passend gebogenen Elfenbeinspitzen, bestickte marokkanische Pantoffeln, Manschettenknöpfe und Krawattennadeln, handgemachte Krawatten, schwere Schweizer Armbanduhren, Siegelringe, Spazierstöcke mit geschnitzten Knäufen und aufwendigen Gravuren. Also all dem, was ein Männerherz so begehrte.

Die Damenabteilung war den schaulustigen Blicken natürlich verborgen. In ihren getönten Scheiben spiegelte sich nur die Straße. Aber dort, im geheimnisvollen Dunkel, verbargen sich, wie in Ali Babas Höhle, umso interessantere Schätze. Bei diesem schönen Wetter eilte ihnen Zainab allerdings nicht, wie sonst üblich, entgegen. Schon bald, wenn sie mit den mit Einkaufstüten bepackten Verkäuferinnen im Schlepptau zum Ausgang strebte, würde sie Kadi Malik anrufen müssen. Kurz darauf wäre der fröhliche Morgen hinter den getönten Scheiben seines Mercedes verschwunden. Und dann könnte sie sich noch so sehr die Augen aus dem Kopf gucken – keiner würde sich dann mehr umdrehen, um ihren Blick zu erwidern! Gut, fünfzehn Minuten Spaziergang könnte sie noch rausschlagen. Dann würde sie eben ein paar Outfits bei der Modenschau verpassen.

Was für ein schöner Tag! Heute nervten sie nicht einmal die Bettler, die ihr jammernd die Almosenteller entgegenstreckten. Es nervte sie auch nicht das durchdringende Geschrei der spielenden Kinder. Eine weiche Pita riss in den geschäftigen Händen eines Verkäufers ihr weißes Maul auf. Mit heißer, scharfer Füllung versehen, wechselte sie kurz darauf in die Hände des Käufers. Glänzend krümeliger Couscous hüpfte aus einem Kessel in Papiertüten. Fliegen kreisten gierig über Baklava und türkischem Lokum. Genüsslich kippten die Besucher der Straßencafés dampfenden schwarzen Kaffee mit Eiswasser ihre Kehlen hinunter. Ach, wie schön waren die Champs-Élysées doch im Frühling!

Und dennoch eilte die Menschenmenge zum Arc de Triomphe. Merkwürdig. Was war dort wohl geschehen?

Eugène-Olivier stoppte abrupt unter der arabischen Leuchtreklame des Kaufhauses. Dabei hätte er fast eine dicke Frau umgerannt. Schlecht, sehr schlecht! Selbst wenn er es sehr großzügig berechnete, war er eine halbe Stunde zu früh angekommen. Das war an und für sich kein Beinbruch. Er konnte ja einfach zum Arc de Triomphe hinüber spazieren, so wie es alle Passanten taten. Schlimm war allerdings, dass er die Zeit nicht richtig berechnet hatte. Wer zu früh kam, konnte auch zu spät kommen. Sévazmiou hingegen erschien immer und überall pünktlich, auf die Minute genau.

Früher, so war zu hören, konnte man zum Arc de Triomphe nur durch eine Unterführung gelangen. Damals gab es in Paris auch wesentlich mehr Autos. Soweit sich Eugène-Olivier erinnern konnte, war der Platz um den Arc de Triomphe immer eine Fußgängerzone gewesen, der für öffentliche Veranstaltungen genutzt wurde. Aber jetzt schien alles umgebaut zu werden. Im Umkreis des Bogens waren im gleichen Abstand zueinander etwa zehn eiserne Behälter aufgestellt worden, die wie Müllcontainer aussahen. Ein Container rechts war bis oben hin mit Steinen gefüllt, und in den linken kippte ein kleiner Lastwagen gerade eine weitere Ladung.

Ein zweites Fahrzeug fuhr langsam durch die Fußgängerzone. Es war aber kein Lkw, sondern ein grünes Polizeiauto mit einem Anhänger, in dem Gefangene transportiert wurden. Eugène-Olivier war sofort auf der Hut, doch dann verriet ihm seine Intuition, dass er falsch lag. Es war nichts Auffälliges zu bemerken. Was auch immer passierte, seine Aufgabe war es, die Mission zu erfüllen. Er musste nur den Neugierigen spielen und unbemerkt die Zeit überbrücken.

Eugène-Olivier holte das im Schneckentempo durch die Menge rollende Auto ein und starrte mit demonstrativem Interesse auf den vergitterten Einstieg. Hinter den Gittern war ein Mann. Der grüne Geländewagen hielt langsam an. Warum wurde dieser arme Kerl hierher gebracht? In dieser Umgebung gab es weder ein Gefängnis noch ein Gericht.

Erst jetzt bemerkte er die frischen Plakate, die erst seit Kurzem die Säulen des Triumphbogens bedeckten. Ach, wie sehr war es ihm zuwider, die ekligen Würmer *ihrer* Schrift zu entziffern! Glücklicherweise erübrigte es sich aber, denn ein Araber, der auf einer Bank saß, entrollte gerade ein weiteres Plakat, um es den Frauen und Kindern, die sich um ihn herum versammelt hatten, laut vorzulesen. Ich sollte so tun, als ob ich auch Analphabet wäre, dachte Eugène-Olivier und bahnte sich seinen Weg durch die Menge.

»Er hat seine Pflicht verletzt, die zu befolgen er gelobte, als er den Dienst antrat«, las der Araber grinsend vor.

»Wie ist das gemeint, Herr Hussein?«, fragte eine hochgewachsene Frau in einer blauen Burka.

»Dieser Kafir, Fräulein Miriam, war verpflichtet, alle Trauben, die auf seinem Grundstück angebaut werden, in der Fabrik zur Herstellung von Trockenfrüchten abzuliefern«, erklärte der Vorleser herablassend. »Aber in Wahrheit führte er eine gefälschte Statistik. Ein Teil sei den Blattläusen zum Opfer gefallen, ein anderer angeblich erfroren. Er hat also Ernte unterschlagen. Du kannst dir denken, was er damit vorhatte!«

»Dieser Hund, er hat doch wohl nicht Wein daraus gemacht?!«

Die Frau klatschte in die Hände.

»Hund!«

»Ungläubiger Hund!«

»Wir werden diesem erbärmlichen Hund schon zeigen, was Wein ist!«, skandierten die Jugendlichen.

In der Zwischenzeit holten die Polizisten den Gefangenen aus dem Auto. Er entpuppte sich als ein alter Mann, der aber noch jugendlich und voller Elan war, wie sein Gang und sein gebräuntes Gesicht verrieten. Er war schlank und drahtig, mit stahlharten Muskeln, die sich unter seinem verblassten Flanellhemd abzeichneten. Sein sackartiger Jeansoverall war so abgewetzt, dass er bereits fast weiß war und seine graue Baseballmütze war von der Sonne so ausgebleicht, dass der Reklameschriftzug für eine längst verbotene Sportart, der sich darauf befand, kaum noch zu entziffern war. Er war ein Bauer – das konnte man auf den ersten Blick, ohne zu wissen, dass er Winzer war, erkennen. Aber wohin brachten sie ihn jetzt? Aha, zu diesem komischen Betonpfeiler, der unter dem Torbogen errichtet worden war. Er stand erst seit Kurzem hier.

»Kamrjan, hey Kamrjan, jetzt geht es los!«

Ein junger Mann in einem bunten Hawaiihemd, der offensichtlich bekifft war, schwang sich auf einen der Eisencontainer, um einen apfelgroßen Stein nach dem anderen herauszufischen. Vielleicht hielt er sie ja tatsächlich für Äpfel. Jedenfalls machte er ganz große Augen.

Mit seiner Linken drückte sie der junge Mann an die Brust, während er mit der Rechten weitere Steine herausklaubte. Dabei beugte er sich ungeschickt nach vorne. Ein Stein fiel ihm auf den Fuß. Anstatt vor Schmerz aufzuschreien, lächelte der Junge leise vor sich hin, als hätte ihm gerade

jemand etwas zugeflüstert. Er hatte sich seit dem frühen Morgen wohl schon mehr als einen Joint reingezogen.

»Weg da, du hast schon genug!«

Die Frau in Blau raffte die Falten ihres Tschadors zu einer Art Schürze zusammen und begann, ebenfalls Steine aufzusammeln. Hinter ihr bauten sich zwei weitere Jugendliche auf, um sich gleichermaßen die Hosentaschen zu füllen. Der Jüngere von beiden, ein kleiner Dicker, hielt seine Zigarre zwischen den Zähnen fest, um beide Hände frei zu haben. Dahinter drängelte ein kleines Mädchen, ein Kind, dessen Gesicht noch nicht verschleiert war.

Waren die jetzt alle bekifft?

Seit seinem zwölften Lebensjahr hielt sich Eugène-Olivier für einen Soldaten. Streng genommen war er das auch. Deshalb hatte er auch kein Problem damit, sich ehrlich einzugestehen, was sich ein Zivilist wahrscheinlich schöngeredet hätte: Er hatte Angst. Diese Wahrheit sprang herum wie ein Ball, der einfach nicht ins Netz gehen wollte. Sie war so klar, so offensichtlich, aber er wollte sie einfach nicht zulassen. Beruhige dich, du Weichei! Reiß dich zusammen.

Zainab zögerte. Eigentlich sprach ja nichts dagegen, auch ein paar Steine aufzusammeln. Die Hände würde sie sich danach mit einem feuchten Hygienetuch, von denen sie immer einige bei sich trug, abwischen können. Aber was würde dann aus ihrer Maniküre werden? Um die wäre es wirklich schade, denn sie hatte sie erst gestern machen lassen. Und der gute Nagellack erst! Dem gehobenen, zahlenden Publikum hätte man selbstverständlich auch eine elegantere Lösung anbieten können. Beispielsweise hätte man die Steine gegen ein bestimmtes Entgelt in sauberes Zellophan einwickeln können. Ihr Mann hatte recht – da winseln die Armen herum, um höhere Sozialleistungen zu bekommen und lamentieren über den Mangel an Arbeitsplätzen. Aber wenn sie dann die Möglichkeit haben, etwas dazu zu verdienen, denken sie nur an ihr eigenes Vergnügen. Warum sollte sie eigentlich dazu verdammt sein, entweder komplett zu verzichten oder es dieser erbärmlichen Gestalt in ihrer zigfach geflickten blauen Burka gleichzutun?

Weil sich aber diese Arme, die im Grunde genommen in diesem angesagten Stadtviertel rein gar nichts verloren hatte, bereits eifrig mit

Steinen bewaffnete, konnte auch Zainab nicht widerstehen. Was soll's, dann war ihre Maniküre eben hinüber! Schließlich konnte man sie in der Damenabteilung des Kaufhauses rasch wieder nachbessern lassen. Und morgen würde sie einfach ihre Kosmetikerin zu sich bestellen.

Die Polizisten schlossen bereits die Handschellen, die dazu dienten, den alten Mann an den Betonpfeiler zu ketten. Eugène-Olivier hatte längst alles begriffen. Er hatte es bereits begriffen, bevor er sich erneut dazu zwang, dem Klatsch der Menge zu lauschen. Er stand etwa dreißig Schritte vom Verurteilten entfernt und war sehr gefasst. Kein Wunder, schließlich hatte er mit seinen achtzehn Jahren schon einiges erlebt. Plötzlich geschah etwas Seltsames.

Der alte Winzer riss seinen nach hinten gebogenen Arm aus dem Zangengriff des Polizisten. Dabei flog ihm die Baseballkappe vom Kopf. Sein grau meliertes braunes Haar wehte leicht im Wind. Plötzlich senkte er den Kopf. Dann hob er seine in Ketten gelegte Hand zur Stirn und berührte sie langsam mit den Fingerspitzen, so als ob er sich damit selbst die letzte Ehre erweisen wolle. Danach führte er seine Hand langsam nach unten, hinunter zum Brustbein und von dort zur linken und schließlich zur rechten Schulter.

Der alte Mann bekreuzigte sich!

Das war das Signal. Die Polizisten schafften es gerade noch, den Winzer an den Betonpfahl zu ketten. Dann suchten sie erschrocken das Weite.

»Bismilla-a-ah!!!«

Mehrere Steine verfehlten ihn. Doch dann traf einer seine Wange und rutschte an ihr entlang, wie ein Streichholz an der Schachtel. Das Blutbad begann. Danach war es unmöglich, noch etwas zu erkennen. Die Menschen johlten auf, tobten und kreischten. Die Steine flogen dicht gedrängt und prasselten wie Hagelkörner auf den Asphalt nieder.

»Inschalla-a-ah!!!«

»Tod dem Ungläubigen!«

»Tod dem Hund!«

»Tod dem Weinbauern!«

»Subhanalla-a-a-ah!«

Plötzlich sah Eugène-Olivier einen kleinen Jungen, nicht älter als drei, mit glänzenden kastanienfarbenen Locken. In einem flauschigen weißen Anzug stakste er auf dicken Beinchen selbstbewusst vorwärts. In seinen Händen hielt er einen Stein.

»Na, schonst dir wohl die Hände?«

Ein junger Typ in einem schwarzen Hemd, augenscheinlich noch halbwegs nüchtern, gesellte sich zu Eugène-Olivier. Wahrscheinlich diente er als Freiwilliger bei der Schariapolizei. Es war besser, zu verschwinden. Das öffentliche Gemetzel dauerte nicht länger als fünfzehn Minuten und legte sich schnell. Der blutüberströmte Körper hing schlaff in den Ketten. Die Steine türmten sich kniehoch. Wahrscheinlich hatte der Mann bereits den Tod gefunden, bevor ihn die letzten Steine trafen.

Zainab wischte sich die Hände mit einem nach Jasmin duftenden Hygienetuch ab. Mist, ein Nagel war nun doch abgebrochen. Dann würde ihre Kosmetikerin eben ein Stückchen Plastik ankleben müssen, das war unter dem Nagellack nicht zu erkennen.

Eugène-Olivier tauchte aus der Menge hervor. Noch ein Bild *ihres* Lebens, nur eines von dutzenden. Noch ein Toter, einer von tausenden Toten. Was war daran schon so besonders?

Solange es in Frankreich noch Winzer gab, würde es auch geheimen Weinanbau und einen Schwarzmarkt geben. Doch sie würden die Winzer nicht ausrotten, dafür liebten sie die Trauben viel zu sehr. Keine einzige Speise brachten sie ohne sie zustande. Und solange es den Schwarzmarkt gab, würden sie eben die Weinhändler und Winzer schnappen und öffentlich zu Tode quälen, so wie es die Scharia vorschrieb. Dennoch hatte ihn etwas daran in den Bann gezogen, etwas sehr Wichtiges. War es dieses seltsame, majestätische Kreuzzeichen, der weite Schwung, die fünf Finger, die die fünf Wunden Jesu symbolisierten? Gab es wirklich noch Gläubige? Es war doch nun schon mehr als zwanzig Jahre her, seitdem in Paris die letzte Messe gefeiert worden war!

Eugène-Olivier glaubte aus familiären Gründen nicht an Gott. Die Familie Lévêque, die über zehn Generationen hinweg ein Anwesen im stillen

Versailles bewohnt hatte, gehörte in früheren Zeiten den regierungsnahen Kreisen an.

»Klar, wir sind Plutokraten«, pflegte Patrice, sein scharfzüngiger Großvater, zu sagen, den Eugène-Olivier nicht mehr kennengelernt hatte. »Wir sind die Hüter des Goldenen Kalbs. Eine andere Macht kann es in einer Republik auch nicht geben. Aber unser Kalb gehört wenigstens zur Familie. Die Liberalen mokieren sich über die handgeschriebenen Einladungen zu unseren Soireen. Aber dreifache Security und elektronische Überwachung wie bei der CIA – wozu soll das gut sein? Damit in einen Saal, in dem hundert Jugendliche zu Rap herumspringen, nicht der Hundertundeinste gelangt, der nicht auf der Gästeliste steht? Lass sie nur lachen! Der Sinn dieser Soireen ist eigentlich, dass die Neureichen ihr Blut nicht mit unserem vermischen, auch wenn sie noch so erfolgreich sind. Dummköpfe! Was sind ihre Millionen im Vergleich zu unseren Tausenden? Wenn einer von uns strauchelt, strecken sich ihm hunderte von Händen entgegen. Vespasian war ein Idiot: Geld riecht eben doch. Und die erste Million stinkt sogar. Geld mit einem anständigen Geruch vermehrt sich nur langsam. Ja, nur zwei Dinge können Geld veredeln. Das Erste ist die Zeit. Geld braucht wie guter Wein Zeit zum Reifen. Das Zweite ist die Tradition. Ohne die Tradition im Rücken sind wir ein Niemand.«

Auch die Familie Lévêque hatte ihre Tradition. Einige Frauen gingen ins Kloster, aber nicht viele. In den Genen dominierte das Materiell-Geschäftliche, sodass es auch unter den Männern nur vereinzelt Geistliche gab. Andererseits diente über Generationen hinweg das Familienoberhaupt, in Talar und Chorhemd gehüllt, das den teuren Dreiteiler verdeckte, bei den Festmessen in Notre-Dame. Die Lévêques waren dort über Generationen Messdiener gewesen. Dieses Privileg war teuer erkaufte worden. Die Lévêques spendeten für Restaurierungsarbeiten, Wohltätigkeitszwecke und die klerikalen Gewänder. Auch das war Tradition.

Der Ururgroßvater, Antoine-Philippe, war während der Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils Messdiener. Viele langjährige Weggefährten traten in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts den Traditionalisten bei, die von Monseigneur Marcel Lefebvre angeführt wurden. Diese konservativ Gesinnten, auch wenn sie nicht mal besonders gläubig waren, konnten sich

nicht mit der *Demokratisierung* der Messe abfinden, mit der Verbannung der lateinischen Sprache, dem Ersetzen der alten Altäre. Es kam zum Schisma. Die Lévêques gehörten aber nicht zu denen, die sich abspalteten, obwohl die neue Messe sie mehr als andere entsetzte. Der Grund, warum die Lévêques im Schoß der *erneuerten* katholischen Kirche verblieben, war einfach, er lautete *Notre-Dame*. Man konnte sie nicht im Stich lassen, genauso wenig, wie man einen alten schutzlosen Freund fallen ließ, der in Not geraten war. Und so ertrug Antoine-Philippe alles, was auch die Kathedrale erleiden musste. Er ertrug die fünfzehnminütige *Messe*, den Priester, der sein Gesicht nicht dem Herrn zuwandte, sondern der Gemeinde, er ertrug es, dass man die Hostien in die Hände der Gläubigen verteilte. Die ganze Familie ertrug es und schaute neidvoll die Videoaufnahmen der Liturgie der Schismatiker an, die man unter Freunden großzügig verteilte.

»Wir können vor den Erneuerern fliehen«, sagte Antoine-Philippe, »aber die Kathedrale kann ihnen nicht entkommen.«

Großvater Patrice war der letzte Messdiener gewesen. Er war schon über fünfzig, als die Wahhabiten in die Kathedrale eindrangen und Skulpturen und Kreuze vernichteten. Der Priester, der an diesem Tag Dienst hatte, hastete in die Sakristei und entledigte sich seines Nylongewandes. Dieses stellte das eigentliche Messgewand dar, das über der Albe getragen wurde. Tatsächlich aber waren an dem roten Stoff lediglich provisorisch ein weißer Kragen und an beiden Ärmeln weiße Manschetten befestigt worden. Rot war der Stoff zum Gedenken an einen Märtyrer, der an diesem Tag geehrt wurde. Dem Priester allerdings stand nicht der Sinn danach, ein Märtyrer zu werden. Er entfernte den weißen Plastikeinsatz am Kragen seines blauen Hemds, kroch aus der Sakristei hervor und strebte zum Ausgang. Niemand hielt ihn auf. Die Wahhabiten hatten nur Augen für Patrice Lévêque, der sich ihnen mit einer lächerlichen Waffe in den Weg stellte – einem Stock, an dem sich ein Haken befand, mit dem man gewöhnlich Dekorationen, die außer Reichweite angebracht waren, korrekt drapierte. Zwei oder drei der Eindringlinge betäubte er durch Schläge auf den Kopf, einen setzte er mit Hakenstichen matt. Das Handgemenge dauerte nur wenige Minuten. Dann fiel der Großvater, die Kehle von einem Ohr zum anderen durchschnitten, zu Boden.

Sein Blut besudelte dabei die Füße der Gottesmutter, die, wie man sagte, dem heiligen Kind eine steinerne Lilie entgegenstreckte. Jetzt, da die Statuen zerstört sind, lässt sich nicht mehr überprüfen, ob das Jesuskind damals wirklich seine kleinen Hände nach der Fleur-de-Lys ausstreckte, oder ob man sich dies später so ausgemalt hatte.

Eugène-Oliviers Kindheit wurde von diesem Bild überschattet: der Messdiener, der in diesem sinnlosen Einsatz für Notre-Dame sein Leben lässt und der Priester, der mit zitternden Fingern den Einsatz aus dem Kragen zieht, um dann, möglichst unauffällig, unter einem Fuß den verräterischen Plastikstreifen mit sich zu schleifen – zusammen mit seinem priesterlichen Gelübde.

Eugène-Olivier konnte sich selbst keinen Reim darauf machen, warum ihn der schreckliche Tod des Großvaters nicht mit Bitterkeit erfüllte, das Bild des abtrünnigen Priesters jedoch jeden seiner Gedanken an Gott mit wütendem Protest besetzte. Gab es etwa einen Gott? Nein, es gab nur den Teufel. Aber es gab Mittel, seiner habhaft zu werden und ihn zu überwinden. Seine Hand tastete nach der versteckten Tasche, die in dieses dämliche Gewand eingenäht worden war. Sie war da. Es war das Einzige, woran er glaubte.

Angenehm erregt tauchte Zainab in die Kühle des Kaufhauses ein. Es wirkte auf sie wie ein riesiges Aquarium, das von den beruhigenden Wellen des Halbdunkels umspült wurde. In Wirklichkeit war das Gebäude von unzähligen Lampen ausgeleuchtet und erschien ihr nur deshalb halbdunkel, weil sie von der morgendlichen Sonne geblendet war, als sie hereintrat. Der flauschige Teppich legte sich sanft um ihre leicht ermüdeten Füße.

»Madame möchte sich die Modenschau ansehen?«, fragte eine Verkäuferin unterwürfig, die in einen grauioletten Hidschab gehüllt war, der die Einheitskleidung des Kaufhauses darstellte. »Sie hat gerade erst begonnen, wir haben noch genügend gute Plätze.«

Zainab ging beschwingt durch die aufgleitenden Glastüren in einen kleinen gemütlichen Saal. Um den Laufsteg herum saßen ungefähr vierzig Frauen. Aset war auch schon da. Gleich neben ihr war noch ein Platz frei. Zainab setzte sich.

»Na, hast du schon die ganze Kollektion aufgekauft? Oder hast du mir doch noch die Hälfte übrig gelassen?«, wisperte Zainab ihrer Freundin ins Ohr.

»Wie hast du mich erkannt?«

Aset kicherte durch das gehäkelte Gitter ihres Hidschabs. Die Frage war rhetorisch. Die junge Frau wusste nur zu gut, dass so ein golddurchwirktes, sandfarbenes Gewand von keiner anderen Frau im Saal getragen wurde. Der Stoff, reine Naturseide, war selbst in Paris kaum zu bekommen.

Die Frau, die durch die Modenschau führte, pries bereits die Vorzüge des Modells Erste Rose an. Auf dem Laufsteg erschien ein junges Mädchen, das seine gleichmäßige künstliche Bräune zur Schau stellte. Es trug eine halblange schwarze Hose, besetzt mit goldenen Pailletten über den Knöcheln und ein Shirt, das den Bauch freiließ. Über die Schultern hatte sie eine legere Weste aus dunkelrotem Crêpe de Chine geworfen, die ihre abgerissenen Bewegungen betonte. Die dunkelrot geschminkten Lippen wurden durch einen dunkelbraunen Konturenstift betont. In den schwarzen Haaren prunkte eine rote Rose, ebenfalls aus Crêpe de Chine, deren Blütenblätter mit ihren Locken verschmolzen.

»Ah, wie raffiniert!«, rief Aset voller Bedauern. »Schade, das steht nur Brünetten!«

Klar, Asets Ehemann würde davonlaufen, wenn sie in so etwas aufkreuzen würde. Sie war schließlich flachsblond. Er würde zu ihr einfach Talaq sagen und schon wären sie geschieden. Zainab dagegen würde sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, um Kadi Malik mit diesem fetzigen Ensemble zu überraschen. Gut, sie war schon etwas füllig, aber das Model war auch nicht gerade dünn. Sie würde es also kaufen und sich dann vor Aset damit brüsten.

Zainab betrachtete die Freundin herablassend, wie gewöhnlich. Aset war schließlich nur eine Konvertitin in der ersten Generation. Sie stammte aus einer reichen französischen Industriellenfamilie, die es geschafft hatte, vor allen anderen zum Islam überzutreten. Sie waren seit der Kindheit befreundet. Zainab war natürlich über alle, wie es in der Lingua euro hieß, Leichen im Keller des Hauses ihrer Freundin im Bilde. Asets vor fünf Jahren verschiedene Großmutter hatte sich beispielsweise erdreistet, ihre Enkelin Annette zu

nennen. Und das sogar vor den Mitschülerinnen! Was für eine Schande. Mal versuchte Aset, die Mädchen mit ihrem Spielzeug davon abzulenken, mal brüllte sie die Großmutter einfach an, die dann vor ihren Attacken in Deckung ging. Es war recht amüsant gewesen. Aset konnte also nicht mal einer Türkin das Wasser reichen, geschweige denn mit einer Frau aus einer rein arabischen Familie mithalten. Egal, wie man es auch drehte und wendete, etwas fehlte diesen Konvertiten und würde ihnen immer fehlen. Ja, mit dem Mund waren sie immer ganz groß, aber wenn es dann zur Sache ging und man einen Stein in die Hand nehmen und ihn auf einen Kafir werfen sollte, dann würden die Ausreden und das Getue anfangen.

Eugène-Olivier bewegte automatisch die Lippen und wiederholte lautlos, Wort für Wort, Sévazmious Anweisungen. Normalerweise repetierte er sie jede Stunde, aber jetzt rief er sie sich fast halbstündlich ins Gedächtnis. Er hatte keine Angst, etwas zu vergessen, nein, er konnte sich auf diese Weise ihre Stimme wieder viel besser in Erinnerung rufen, ihren Klang, die Augen, die Bewegung ihrer Hand, in der sie eine Zigarette hielt. Es kam selten vor, dass jemand im Rahmen eines einfachen Gesprächs von Sévazmiou direkte Anweisungen erhielt. Es war aber kein Gefühl der Verliebtheit, das ihn ihr gegenüber erfüllte. Er vergötterte sie vielmehr in einem Maße, zu dem man nur in der Jugend fähig ist, wenn man dabei ist, sich seelisch zu entwickeln und Ideale in sich aufzusaugen. Es ist eine Leidenschaft jenseits von Alter und Geschlecht, unkörperlich und heftig, eher dem Tod verschwistert als dem Leben.

Langsam kam der glänzende violettfarbene Mercedes vor dem Kaufhaus zum Stehen. Kadi Malik saß selbst am Steuer. Es war bekannt, dass er es liebte, ein neues Auto selbst einzufahren. Aber natürlich hatte er einen Chauffeur. Es hätte sein können, dass dieser heute Dienst hat. In diesem Fall hätte Eugène-Olivier unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen. Ein Chauffeur war immer auch ein Bodyguard. Letzterer hätte sich natürlich die Wartezeit damit vertreiben können, Sonnenblumenkerne zu kauen, aber er hätte auch ein weiteres Mal das Auto durchsuchen können. Und das Plastikkästchen war verräterisch – auch bevor es explodierte. Neben Fingerabdrücken wären damit auch andere Dinge feststellbar gewesen. Man

hätte es also genauso gut mit einer Visitenkarte bekleben können. Ein zweiter Versuch wäre aus diesem Grund doppelt kompliziert gewesen. Aber wozu sich mit unnützen Gedanken herumplagen, heute war der Typ allein da.

Kadi Malik schälte seinen korpulenten Körper umständlich aus dem Auto. Eugène-Oliviers Sehkraft schärfte sich wieder, wie schon zuvor. Er sah ihn genau vor sich, als ob er nicht mal eine Armlänge von ihm entfernt wäre: das runde Gesicht, von Urlaubsbräune überzogen, den gepflegten Bart, die goldumrahmten, getönten Brillengläser, die zweiunddreißig luxuriösen Porzellanimplantate, die sich in einem unfreiwilligen Anflug von Zufriedenheit entblößten. Kadi Malik lächelte.

Ehrlich gesagt war es nicht mal eine Stunde her, dass er zu einem rundum appetitlichen Ding ›Talaq‹ gesagt hatte. Der Imam hatte sie drei Stunden zuvor getraut. Das kleine Ding, wie alle sie nannten, war ihm von seinen Freunden im Klub zu Recht angepriesen worden. Rothaarig, scharf, blauäugig, mit Stupsnase, gut gerundet, aber straff. Kein Vergleich zu der armen Zainab und ihrer Leibesfülle. Dabei war Zainab nur geringfügig dicker, aber nicht ihre Korpulenz war entscheidend. Störend war vielmehr, dass ihre Oberschenkel und die Pobacken wie Gelee waren, sie flutschten ihm unter der Hand weg wie eine Qualle. Und sie waren für ihn ebenso reizvoll wie dieses Meerestier. Bei der Kleinen aber ... Ach, wie viele Leckereien hast du wohl geschleckt, du süßes kleines Leckermäulchen, um dir einen solch prächtigen Hintern anzuessen.

Egal, dass er jetzt seine Zeit damit verplemperte, Zainab vom Kaufhaus abzuholen. Seine Frau hatte auch ihre Rechte, sie sollte den Anteil bekommen, der ihr zustand. Kein Kleidungsstück dieser Welt würde sie in den Augen ihres Mannes attraktiver machen, aber er wusste, dass jede Frau die Klamotten um ihrer selbst willen liebt. Sollte sie sich doch daran erfreuen!

Ein kluger Mann schätzt den Frieden in seinem Haus und lässt sich hin und wieder dazu herab, seiner Frau Zeichen der Aufmerksamkeit zu spenden.

Eugène-Olivier zwang sich dazu, diesen endlos langen Moment zu beenden. In Wirklichkeit hatte er Kadi Malik nur ein paar Sekunden lang beobachtet. Schluss, auf jetzt! Fünf, vier, drei, zwei, eins – und los!

Als Kadi Malik die Wagentür öffnete, verzog er das Gesicht. Ein offenbar junges Mädchen, wie ihre abrupten Bewegungen und ihre Magerkeit vermuten ließen, die nicht mal das weite Gewand verbergen konnte, hatte einen allzu langen Blick ins Schaufenster geworfen. Dabei hatte sie ihre Einkaufsstüte fallen lassen. Weiße Tongefäße mit Knoblauch rollten nun über den Asphalt. Idiotin! Was hatte die mit ihrem billigen Zeug hier überhaupt verloren? Sie verschwendete nur ihre Zeit, wenn sie bestimmt schon eine geschlagene Stunde lang in das Schaufenster starrte. Die dort angebotenen Waren konnte sie sich sowieso nicht leisten. Und ihre arme Familie musste zu Hause derweil Kohldampf schieben!

Einige Knollen rollten direkt unter die Räder des Wagens. Die Frau beugte sich nieder, um sie hervorzuangeln. Siehst du, jetzt hast du den Schlamassel! Ein anderer hätte jetzt garantiert mehrmals nachgetreten, aber Kadi Malik stupste nur mit der Stiefelspitze eine Tomate weg, die sich ihm direkt in den Weg legte.

Einige Burschen hielten an und feixten. Die Frau sammelte hastig ihre Einkäufe ein und legte sie in die Tasche.

Die getönten Glastüren glitten bereits vor ihm auf. Plötzlich fasste sich Kadi Malik an die Stirn und hielt inne. Zu blöd, er hatte sein Mobiltelefon vergessen. Es hing noch in der Freisprecheinrichtung. Eigentlich konnte er ja darauf verzichten, es zu holen, wenn er nicht einen Anruf aus Kopenhagen erwarten würde. Jede Minute war kostbar, die Börsenkurse würden nicht auf ihn warten.

Das Trampeln von eben sprang erschrocken zur Seite. Schon klingelte das Telefon. Kadi Malik kletterte zurück ins Auto und ließ hastig den Hebel am Türgriff einrasten. Sicher, er hätte nicht einsteigen müssen. Er hätte auch nicht die Tür von innen verschließen müssen. Er hätte sich einfach nur das vibrierende Mobiltelefon schnappen und im Gehen sprechen können. Sicher, das hätte er tun können, und diese Entscheidung hätte dem verehrten Kadi des 16. Arrondissements der Stadt Paris noch eine halbe Stunde Lebenszeit geschenkt. Aber er zog es vor, sich wieder auf den bequemen, mit Krokodilleleder bezogenen Sitz seines Wagens zu setzen und die Tür zu schließen.

Eugène-Olivier drückte den Fernzünder.

Der Anrufer aus Kopenhagen konnte lange nicht begreifen, warum die wichtige Information, die er übermittelt hatte, dazu führte, dass ihr Telefonat unterbrochen wurde. Er versuchte es erneut, aber Kadi Maliks Nummer war nicht mehr erreichbar.

Zainab und Aset standen in der Dessousabteilung. Die Verkäuferin packte den rosafarbenen Body, den Aset ausgewählt hatte, in eine mauvefarbene Papiertasche. Zainab hätte für sich einen kräftigeren, erdbeerfarbenen Ton vorgezogen. Aber so ein Pech, Größe 50 war nur in Weiß und Blau vorrätig! So oder so, etwas Unpassenderes ließ sich für eine weißhäutige Brünette jedenfalls nicht vorstellen. Das wäre einer Körperverletzung gleichgekommen! Gut, sie würden es bestellen, das wäre ja auch gelacht, wenn sie das nicht zustande brächten, aber sie bräuchte es noch heute! Sie war drauf und dran, der bescheidenen Verkäuferin deswegen die Hölle heißzumachen – und Aset gleich mit. Seelenruhig füllte die Freundin mit einem smaragdbesetzten Füller einen Scheck aus.

»Na, wie wär's, gehen wir noch in die Cafeteria?« Aset schraubte die vergoldete Kappe fest. »Den Baklavas kann ich einfach nicht widerstehen.«

»Na klar.«

Zainab verbarg ihren Unmut. Sie nahm sich vor, mit Granatapfelsaft vorliebzunehmen. Sie war sich nicht sicher, ob ihre beste Freundin die Baklavas ohne Hintergedanken erwähnte oder ob es eine auf sie gemünzte Anspielung sein sollte, dass sich nicht jeder erlauben konnte, Baklavas zu essen. Sie waren hier aber auch wirklich köstlich. Was soll's, ein Stück konnte sie sich ruhig gönnen.

Die Freundinnen waren bereits auf dem Weg zu der Ecke mit den gemütlichen Mahagonitischen. Plötzlich zersplitterte die Glaswand hinter der Theke der Cafeteria in tausend Stücke. Ein ganzer Himmel voller Sonnenschein brach in die aquarienhafte Dämmerung des Kaufhauses hinein und draußen wuchsen dunkle Rauchsäulen den blauen Himmel empor. Die Kunden in der zweiten Etage des Kaufhauses sahen nach unten auf die hysterische Menge.

Verkäuferinnen und Kundinnen schrien und kreischten. Die Kleinen in der Kinderecke ließen ihr Spielzeug fallen und heulten los. Dann legte sich eine Sirene über die Schreie innerhalb und außerhalb des Gebäudes.

Die Sirene heulte über der tosenden Menge wie ein tödlich verwundeter Leviathan. Eugène-Olivier erhob sich vom Boden. Es war vorhersehbar gewesen, dass keiner bemerkte, dass da jemand schon einen Moment vor der Explosion auf das Pflaster gestürzt war.

Der Rettungswagen durchschnitt bereits die wogende Menge. Es war nicht klar, wohin die Menschen strömten, ob sie in Panik vom Ort der Explosion wegrannten, oder ob sie die Neugier dazu trieb, näher heranzukommen. Es war wohl, wie üblich, eine Mischung aus beidem, was das Chaos verstärkte.

Eine der jüngsten Angestellten des Kaufhauses, keine Verkäuferin, sondern eine Putzfrau, bahnte sich den Weg durch die Glassplinter. Vorsichtig lehnte sie sich durch die Öffnung nach draußen. Sie hatte noch immer ihre Gummihandschuhe an, was sie ebenso wenig störte wie die Tatsache, dass sie ihr Gesicht den Blicken unverschleiert darbot, was sich eigentlich nur in dem ausschließlich von Frauen besuchten Gebäude ziemte. Aber wer scherte sich schon in so einem Moment darum!

»Was ist da los, Schabina?!«, rief eine Frau, während sie weiter hinter einem Ständer mit Vorhangmustern aus Seide verharrte. Ihr Ansteckschild wies sie als Abteilungsleiterin aus.

»Eine Explosion!« Die hellklingende Mädchenstimme legte sich über das Jaulen der Sirene und schallte weit über die von Wimmern und Stöhnen erfüllte Etage. »Ein Auto ist explodiert, ein Auto, ein mauvefarbener Benz, direkt auf unserem Parkplatz! So ein schicker Geländewagen, ich hab gesehen, wie er einparkte! Schrecklich! Die versuchen nicht mal, den Fahrer rauszukriegen, das Auto brennt wie eine Fackel. Die Feuerwehrleute sind schon da, aber sie löschen gar nicht! Zwischen den Flammen sieht man, dass ein Mann am Steuer sitzt. Ein Rettungswagen ist auch da, aber der Arzt hat nur abgewunken! Dann ist er weiter zu den Verletzten. An den Mercedes ist er erst gar nicht ran. Wahnsinn, die haben den direkt auf unserem Parkplatz in die Luft gejagt!«

Zainab war wie versteinert. Ein mauvefarbener Geländewagen, der vor dem Kaufhaus einparkte! Vor zehn Minuten, als Aset und sie gerade die Dessousabteilung betraten, hatte Kadi Malik sie angerufen und gesagt, dass er gleich da sei. Aber nicht aus diesem Grund wusste Zainab sofort mit Gewissheit, dass sie jetzt Witwe war. Schließlich gab es die unwahrscheinlichsten Zufälle. Nein, die schreckliche Überzeugung speiste sich aus dem tiefsitzenden Gefühl, dass man sie beleidigt hatte. Es kam ihr so vor, als ob irgendwelche unbekannt Feinde ihr frech ins Gesicht gelogen und sie ausgeraubt hätten. Und jetzt standen sie feixend da, grimassierend und zeigten mit den Fingern auf sie. Es war ein Gefühl, dessen Ursprung sie nicht kannte und das sie völlig vereinnahmte, so wie das Feuer vom Mercedes ihres Mannes Besitz ergriffen hatte.

Alles war dahin. Vergebens war das Ensemble Erste Rose erstanden, vergebens der dunkle roséfarbene Body bestellt worden, vergebens war das Parfum Opium in das Papier mit dem Kaufhauslogo gewickelt worden. Und die bunten Haargels, die Samtpantoffeln und das Perlentäschchen?! All die schönen Einkäufe waren vergebens gewesen, und weitere würde es nicht geben. Die Frau ihres Schwagers, die missgönnerische Emine, eine simple Türkin, die Zainab immer beneidet hatte, würde nun bis in alle Ewigkeit darüber wachen, dass sie, die Witwe, alle Anstandsregeln einhielt. Alle, ohne Ausnahme.

Aset konnte nichts dagegen tun, dass sie plötzlich ein Zittern überfiel. Auf einmal stand ihr ihre Großmutter Madelaine vor Augen. In den letzten zehn Jahren vor ihrem Tod war sie nicht mehr aus dem Haus gegangen, um zu vermeiden, dass sie den Tschador anziehen musste.

»Ihr seid keine Frauen, sondern Kröten. Nein, schlimmer als Kröten, einfach abscheulich.« Ihre Stimme war brüchig, während sie den sturen Kopf schüttelte. »Wenn euer Mund schon mit einem Tuch verschlossen ist, lasst ihn gefälligst ganz zu. Was ist denn das für ein Anblick: ein Kartoffelsack, der aufschreit?!«

Der seines Mundes beraubte Sack neben Aset schrie ohne Unterlass. Aset empfand plötzlich eine solche Abneigung gegen ihre Freundin, dass sie

außerstande war, ihr beizustehen. Der Schrei brach ab. Der Sack kippte zur Seite und fiel zu Boden.

Zainab verlor das Bewusstsein.

Keiner versuchte die scharlachrote, nur von der Glut gebleichte Flamme zu löschen, die aus dem Metallgehäuse hervorloderte. Die Ermittler warteten darauf, dass sich das Feuer von selbst legen würde, bevor sie sich näherten. Die Gaffer, die Eugène-Olivier am nächsten standen, ließen sich währenddessen über die Vor- und Nachteile des verglühenden Fahrzeugs aus und scherten sich nicht darum, dass weder das eine noch das andere nun noch irgendeine Bedeutung hatte. Eugène-Olivier versenkte die Fernbedienung so tief wie möglich in seiner Tasche und trat zur Seite. Dann drehte er sich um und ging los. Ruhig, ganz ruhig!

Das kleine Gehäuse mit dem Magneten am höher gelegten Fahrgestell des Geländewagens anzubringen, war noch das leichteste Unterfangen gewesen. Viel schwieriger als die Explosion auszulösen, war es jetzt, die Schritte nicht zu beschleunigen. Die Vorstellung, dass Sévazmiou ihn beobachtete, war ihm mittlerweile fast heilig. Er zwang sich innezuhalten, den Schritt zu verlangsamen, oder sich umzudrehen, als ob er jemand wäre, in dem sich eine natürliche Neugier mit einer ebenso natürlichen Furcht bekriegte. Die dämliche Kleidung schützte ihn zwar, aber er musste sie auch richtig einsetzen.

»Achtung!! Achtung!! Bleiben Sie wo Sie sind!! Die Straße wird bis zur Kreuzung abgeriegelt!«

Ein Hoch auf die Technik! Der Lautsprecher, der normalerweise die Rufe des Muezzins über die Dächer trug, verstärkte plötzlich die Stimme eines Polizisten. Früher wären sie nicht auf diese Idee gekommen. Jetzt würde man einige Fahrzeuge quer zur Straße stellen, um diese zu blockieren. Danach würde man ohne Ausnahme jeden Einzelnen kontrollieren.

Ein Glück, hier war schon die Kreuzung. Eugène-Olivier stürzte auf sie zu wie auf einen Fahrstuhl, dessen Türen sich gerade schlossen.

Nun rannte er so schnell, dass der Wind durch sein unförmiges Gewand peitschte. Er blähte die Ärmel segelförmig auf und hob den Saum, den Eugène-Olivier zusammengerafft hatte. Jetzt war ihm bereits egal, ob er

auffiel. Ein junger Schwarzer, wahrscheinlich ein Freiwilliger der Schariapolizei, versuchte ihm ein Bein zu stellen. Glücklicherweise waren seine Hände von einer frisch gekauften Pita besetzt, die er wegen irgendeines dahergelaufenen Verbrechers auf keinen Fall fallen lassen wollte. Schließlich musste sich der Sittenwächter doch von dem mit roter Paprika und Hammelfleisch gefüllten Fladenbrot trennen. Eugène-Olivier rammte ihm beim Laufen ein Bein ins Kniegelenk.

Der junge Mann schrie auf und plumpste zu Boden. Die Teigfladen rollten über das Pflaster. Die Umstehenden drängten sich am Rand des Bürgersteigs. Anscheinend befürchteten sie, dass die flüchtende Person eine Pistole bei sich trug. Eugène-Olivier hatte übrigens keine, im Gegensatz zu den Polizisten. Er hörte ihre dumpfen Schüsse, im Hintergrund das ohrenbetäubende Geheul der Sirenen.

Bis zum Versteck war es nicht mehr weit, ungefähr zehn Minuten. Es wurde nur in außergewöhnlichen Fällen verwendet. Ein Wunder, dass es in der Nähe der Champs-Élysées überhaupt so einen Ort gab.

Die Adresse, die er erst heute Morgen erfahren hatte, hatte sich ihm eingebrannt, für immer und ewig. Aha, hier war es, ein zweistöckiges Haus aus dem 19. Jahrhundert. Kein Einfamilienhaus, sondern ein altes Gebäude mit mehreren Wohnungen.

Er ließ die Marmortreppe des Haupteingangs links liegen und eilte zum Hintereingang. Die elektrische Klingel, die bestimmt schon hundert Jahre im Einsatz war, gab ein außergewöhnlich durchdringendes Trillern von sich. Die Gegensprechanlage, die wahrscheinlich ein ebenso imposantes Alter aufwies, schnappte fast im gleichen Moment zurück.

»Hallo?«

Ein dämliches Wort, aber unverfänglich, auch die Araber verwendeten es. Die Stimme klang jung, weiblich.

»Artos.«

Nicht schwer zu erraten, von wem die Parole stammte. Wer hätte denn sonst noch ein Faible fürs Griechische haben sollen?

»Inos.«

Die Tür öffnete sich. Die Silhouette eines Mädchens zeichnete sich im Halbdunkel ab. Das grelle Sonnenlicht blendete ihn noch immer, die schmale, geschwungene Holztreppe hinter ihr verschwamm vor seinen Augen.

»Los, beeil dich!«

Das Mädchen riss die Tür auf. Mit einer ungeduldigen Grimasse ergriff sie den Gast an der Hand und zog ihn gewaltsam ins Innere.

Der Riegel rastete wieder ein.

»Mir nach.«

Das Mädchen lief nicht die Treppe hoch, sondern bog hinter ihr ab. Sie gelangten in eine kleine, verglaste Veranda, deren Tür in einen Innenhof führte. In diesen Veranden stellte man für gewöhnlich Kübelpflanzen ab, hier aber staubten stapelweise alte Zeitungen vor sich hin. Daneben stand ein kaum angebrochener Plastikkasten mit Perrier-Flaschen.

»Wahnsinn, dein Herz klopft ja ganz schön heftig.« Das Mädchen stieß mit einem Bein die unverschlossene Tür zu und zog eine Flasche aus dem Kasten. »Zieh das Zeug aus. Willst du einen Schluck?«

»Nein.« Eugène-Oliviers Stimme klang überraschend heiser. Er folgte dem Mädchen in einen Hof. Die Hecke, die ihn früher einmal abgeschirmt hatte, war nun vertrocknet. Den islamischen Vorschriften gemäß diente nun eine Betonmauer dazu, den Hof von der Außenwelt zu trennen. Einige ehemals kugelrund und pyramidenförmig zurechtgestutzte Bäume wucherten wild vor sich hin. Ein Rasen, eine Tür in der Mauer, die über eine Garage auf die Straße führte. Eugène-Olivier studierte aus irgendeinem Grund zunächst intensiv diesen tristen Ort, bevor er sich das Mädchen genauer anschaute.

Das Mädchen war ungefähr sechzehn. Sie hatte kastanienfarbene, nein, dunkelrote, leicht wellige Haare, die auf die Schnelle gestutzt worden waren. Die Frisur ließ sie wie einen mittelalterlichen Pagen aussehen. Auch die Kleidung war knabenhaft – abgetragene Jeans und ein blauweißkariertes Hemd, das bis zu den Ellbogen hochgekrempelt und am Kragen aufgeknöpft war. Ihre Figur wirkte allerdings nicht knabenhaft. Sie wirkte reifer, als sie tatsächlich war.

»Entspann dich.« Das Mädchen schraubte den Verschluss ab und genehmigte sich einen Schluck Wasser. »Hier bist du absolut sicher. Na los,

mach jetzt deinen Striptease.«

»Von wegen sicher«, fauchte Eugène-Olivier. Ungeachtet seiner Worte streifte er den Tschador ab. »Selbst wenn deine eigenen Ausweispapiere alle in Ordnung sind, was machst du mit einem Fremden? Sie werden das ganze Viertel durchkämmen. In fünfzehn Minuten werden sie hier sein.«

»In fünfzehn Minuten sind wir bereits verschwunden.«

Das Mädchen lächelte. Ihr Mund war klein. Sogar als sie aufhörte zu lächeln, bewahrten ihre Lippenränder weiter den Schatten ihres Lächelns. Eugène-Oliviers Herz pochte stärker als vor ein paar Minuten, als die Glassplitter herumgeflogen waren und die Sirene aufgeheult hatte. Jetzt erregte ihn die einfache, natürliche Geste, mit der ihre kleine, kräftige Hand seine ergriffen hatte, um ihn durch die Tür zur Treppe zu ziehen. Schließlich war es die Hand eines jungen Mannes, den sie nicht einmal kannte! So musste sich wohl ihre Großmutter in ihrer Jugend verhalten haben. Sie benahm sich jedenfalls völlig anders als die jungen Mädchen in ihrem Alter. Klar, die ließen keine Gelegenheit aus, um sich zu beweisen, dass sie keine erbarmungswürdigen Muslima wären. Aber sobald sie die Grenzen des haram übertraten, standen ihnen die Konsequenzen vor Augen. Aus diesem Grund wirkten ihre Gesten immer unnatürlich und gestelzt. Sie aber hatte seine Hand so ergriffen, als ob ihr nichts auf der Welt etwas anhaben könnte.

Das Mädchen ahnte nichts von dem inneren Sturm, den es hervorgerufen hatte. Es stand vor ihm und trank ruhig aus der sprudelnden Flasche Perrier. Ihren Hals hatte sie dabei so zurückgeworfen, dass er vollständig sichtbar wurde. Hinzu kam, dass der letzte Knopf am Kragen ihres Hemdes halb abgerissen an einem weißen Faden hing. Sie hob die Hand zur Brust und strich den abgetragenen Stoff in einer Weise glatt, die keinen Zweifel mehr daran ließ, dass sie keinen Büstenhalter trug.

Eugène-Olivier hatte sich schon öfter in Gegenden aufgehalten, wo die muslimischen Männer es den Frauen noch erlaubten, auch außerhalb des Hauses den oberen Teil des Gesichts unverhüllt zu zeigen. Die Augen der Muslima hatten sich ihm eingepägt. Die durch Mascara verlängert oder einfach angeklebten Wimpern, die mit Kajalstift ausgemalten Konturen, die metallisch schimmernden Lider, deren Glanz entweder durch Glitterpartikel

oder durch einen changierenden Effekt hervorgerufen wurde. Keuschheit und Bescheidenheit waren in ihnen etwa so ausgeprägt wie Gesetzes- und Ordnungsliebe bei einem eingefleischten Verbrecher, der in einer von einem Hochspannungszaun bewachten Einzelzelle saß. Mit diesen Augen wirkten die Frauen aufreizender, als wenn sie nackt gewesen wären. Dieses Mädchen aber, mit seinem entblößten Hals, den nackten Armen, der kleinen Brust, die drauf und dran war, das enge Hemd zu zerreißen, strahlte eine innere Keuschheit aus.

Sie nahm noch einen Schluck. Eugène-Olivier hätte jetzt gerne ebenfalls von dem Wasser, das er anfangs dummerweise nicht wollte, getrunken. Aber nicht etwa deshalb, weil er plötzlich Durst verspürte.

»Ey, was ist los, sind meine Ohren grün oder was?« Die leere Flasche wanderte in einen hölzernen Mülleimer, der gleich neben ihr auf dem Boden stand. »Los, wir müssen.«

Unter anderen Umständen hätte Eugène-Olivier schon längst erraten, dass dieser Ort einen geheimen Ausgang hatte, der entweder in das Kanalisationsnetz oder in das Labyrinth der stillgelegten Metro führte. Nur jede zweite Metrolinie war derzeit noch in Betrieb. Das Mädchen ging zur Garage. Hinter der offenen Tür stand ein alter Citroën, der nicht viel Platz einnahm. Das Mädchen begann, einen Werkzeugkasten zur Seite zu schieben, der weiter entfernt an der Wand stand.

Eugène-Olivier hastete ihr zur Hilfe und beugte sich ebenfalls über den Kasten. Die Werkzeuge schienen aus Blei zu sein, so schwer war er.

»Ich heiße übrigens Eugène-Olivier«, sagte er, während er weiter den Kasten rückte.

»Und ich Jeanne.«

Eugène-Olivier war noch nie einem Mädchen begegnet, das Jeanne hieß. Sein Vater hatte ihm erzählt, dass am Ende des 20. Jahrhunderts dieser jahrhundertlang so beliebte Name praktisch ausgestorben war. Die Stadtbewohner, deren Zahl damals anstieg, behaupteten, er sei allzu ländlich und irgendwie primitiv. Die Dorfbewohner wollten ihrerseits den Städtern in nichts nachstehen und begannen, ihre Töchter Renée oder Léonie zu nennen.

»Am Verschwinden dieses Namens konnte man schon damals ablesen, dass es mit Frankreich bergab geht«, sagte der Vater. »Wenn wir eine Tochter bekommen, werden wir sie auf jeden Fall Jeanne nennen. Schade nur, dass du keine Schwestern hast.«

»Was für ein seltener Name«, sagte Eugène-Olivier.

Sie schauten sich an und lächelten. Ihre Köpfe stießen über den Holzbohlen fast zusammen. Die Kiste bewegte sich plötzlich zur Seite, als ob sie Rollen hätte. Das war übrigens tatsächlich der Fall.

Die Stiege, die aus der Falltür nach unten führte, ähnelte nicht im Geringsten den Holztreppe der Pariser Häuser. Aus Leichtmetall angefertigt bestach sie durch eine Raffinesse, die aus einer längst versunkenen Zeit zu stammen schien. Obwohl sie nur eine Leiter war, war in ihr ein verlorener Sinn verborgen, den heutzutage keiner mehr verstand und brauchte. Warum etwa durchsetzten symmetrische Löcher die auf die Stahlachse geschraubten quadratischen Stufen? Oder warum waren die Verstrebungen des Geländers mal breiter, dann wieder enger?

Jeanne und Eugène-Olivier standen im Innern eines Metallkubus, der vom Gegenlicht einer Leuchtstoffröhre ausgestrahlt wurde. Ein Druck auf ein Paneel und die Panzerplatten glitten auseinander, wie im Lift. Hinter ihnen zeigte sich ein schmaler Durchgang und abermals automatische Schiebetüren. Dahinter erstreckte sich ein verwinkelter Korridor.

Nein, dieses unterirdische Versteck ähnelte weder dem Kanalisationsnetz noch den stillgelegten Metrotunneln, die dunkel und feucht waren und in denen es von Ratten nur so wimmelte. Noch weniger erinnerte es an eine der vielen Pariser Katakomben, eine Krypta, ein Verlies oder ein Ossuarium.

Ein ebenmäßiger Fußboden mit kirschfarbenen Kacheln, die keinerlei Kratzer aufwiesen. Gleichmäßige Wände, vermutlich aus Beton, mit grauer Ölfarbe überpinselt. Eine trübe Reihe von Lämpchen an der Decke, die so wirkte, als sei sie das Rückgrat dieses sich schlängelnden Korridors. Metalltüren, tief verankert in mächtige Pfosten.

»Du bist wohl noch nie hier gewesen?« Jeannes Stimme klang ein wenig herablassend, so als wolle sie sich damit brüsten, dass sie entweder selbst am

Bau dieses unterirdischen Refugiums beteiligt gewesen war oder zumindest bereits in der x-ten Generation darüber verfügte. »Ganz schön luxuriös, oder?«

»Sogar mehr als das.« Zu Jeannes großem Vergnügen konnte Eugène-Oliver seine Überraschung nicht verbergen. »Aber was ist das hier eigentlich?«

»Ein Bunker. Schon schrecklich alt, so an die hundert Jahre.«

»Noch aus dem Zweiten Weltkrieg? Als Hitler an der Macht war?«

Eugène-Olivier nutzte erneut die Gelegenheit, um seine historischen Kenntnisse zur Schau zu stellen.

»Ach was, zwanzig Jahre später.«

»Vor welchen Bomben musste man sich denn da schützen?«

Seine historischen Kenntnisse hätte er besser zurückgehalten. Jetzt war es doppelt peinlich, sich als Ignorant zu erweisen.

»Vor keinen!« Jeanne strebte vorwärts. Ihr Gang war ein wenig schlaksig und ließ sie noch jünger wirken. »Die hatten bloß Schiss vor dem Nuklearkrieg. Da haben viele sich so was zugelegt, für den Fall der Fälle. Für uns ist das praktisch. Der hier hat mehrere Eingänge. Hier hätten wohl alle Familien aus der Nachbarschaft Unterschlupf gefunden, so ein Dutzend etwa.«

Der kleine Gang brach plötzlich ab. Noch eine Metalltür tauchte auf. Oval geschnitten, verriet sie den gleichen Anspruch auf Schönheit. Vor der Tür befand sich ein Schemel, darauf stand eine Plastikschüssel mit Wasser.

»Wozu das Wasser?«

»Vielleicht gibt es hier ja Fische!« Jeanne lachte kindlich auf, ihr eigener Scherz schien ihr sehr scharfsinnig vorzukommen. »Gut, gehen wir zu den anderen. Hier haben wir nichts mehr verloren.«

Die Tür war offensichtlich schalldicht. Kaum hatten sie sie geöffnet, schwirrten mindestens ein Dutzend Stimmen zu ihnen hinüber. Der riesige Raum, in dem man, aus welchem Grund auch immer, zwei Reihen mit Stühlen und Bänken aufgestellt hatte, war voller Menschen. Einige saßen, versunken in ihre Lektüre, andere bildeten kleine Gesprächsgruppen. Sie unterhielten sich leise. Ein hochgewachsener alter Mann hatte das graue Haar zu einem altmodischen Pferdeschwanz zusammengebunden, was ihn einem Würdeträger des 18. Jahrhunderts ähnlich machte. Er nickte Jeanne und